

Die Felle Welt

Nr. 4

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1905

In einer Winternacht.

Erzählung von Felix Hübel.

(Fortsetzung.)

Er hatte es für Hagen mit dem Sterben nicht. Er hatte keine Furcht, weder vor dem Leben, noch vor dem Tode. Das eine konnte er von sich werfen, wenn er wollte; jeden Augenblick war er bereit, den anderen zu wählen. Dazu brauchte man keine Vorbereitungen. Man konnte das Leben verlassen, wie man ein Kleidungsstück ablegt.

Nur wenige Tage blieb er in seiner Vaterstadt, wo ihm der Boden unter den Füßen brannte. Wohin? Eine Weile überlegte er vergeblich. Er hatte fast die ganze Welt bereist, aber nirgends hatte es ihm lange gefallen. Das längere Verweilen an einem Orte machte ihm den Ort unerträglich.

Plötzlich, blitzartig kam ihm der Gedanke an Leonore, und mit ihrer Gestalt flog vor ihm die Zeit auf, da er zum ersten Male geliebt hatte. Die Erinnerung an jene Zeit war ihm schon oft gekommen. Im färrnenden Kreise der Freunde, auf einsamer Steppe, im Urwalde, am Lagerfeuer, im Getriebe der Weltstädte war sie ihm aufgetaucht, plötz- lich, unerwartet.

Und dieser eine Gedanke, der Gedanke an seine erste Liebe war der einzige, den er nicht rufen und verjagen konnte nach Willkür. Wie eine Fata Morgana, wie eine ferne, blaue Insel aus dem Meere stieg er vor ihm auf; wie ein leiser, lockender Ton klang er in sein Ohr, und wie eine weiche, milde Hand streichelte er ihm die erhitzte Stirn.

Leonore zu Liebe hatte Rudolf Hagen ein halbes Jahr in einer kleinen Stadt zugebracht, die ihm keine Anregung bot und in der er sich ohne seine Liebe zu Tode gelangweilt hätte, obwohl er damals kaum einundzwanzig Jahre zählte.

So intensiv war ihm aber die Erinnerung nie gekommen, so heiß hatte sie ihm nie die Seele gestreift und Sehnsucht geweckt als jetzt, da er vom Leben Abschied nehmen wollte.

Mit greifbarer Wirklichkeit stand alles vor ihm, wie es vor nahezu fünf Jahren gewesen. Noch einmal durchlebte er im Geiste jene Epoche wilder, jugendlicher Leidenschaft. Alles schäumte und gürte

der Gefühle, der alles Gute in ihm löste, das bis dahin geschlummert hatte? War er vorher träge und bequem gewesen, so begann er jetzt mit Energie zu arbeiten; hatte er vorher in den Tag hinein- gelebt, so begann er jetzt, sich selbst und andere zu beobachten, und seine inneren Augen öffneten sich weit.

Aber die machtvolle Flutwelle edler Schwärmerci, die ihn so hoch emporgetragen, zerschellte und ver- rann und ließ ihn im dürren Sande fruchtloser, irre- führender Meisterio- nen stecken, bald nachdem seine Liebe Erhebung gefunden hatte.

Das, was er besaß, konnte ihn nicht mehr reizen, seiner Sehnsucht war nicht mehr ge- wändig Raum ge- geben, ihre Schwin- gen zu spreiten, und bald begann er, über das Wesen der Liebe nachzudenken und zu grübeln.

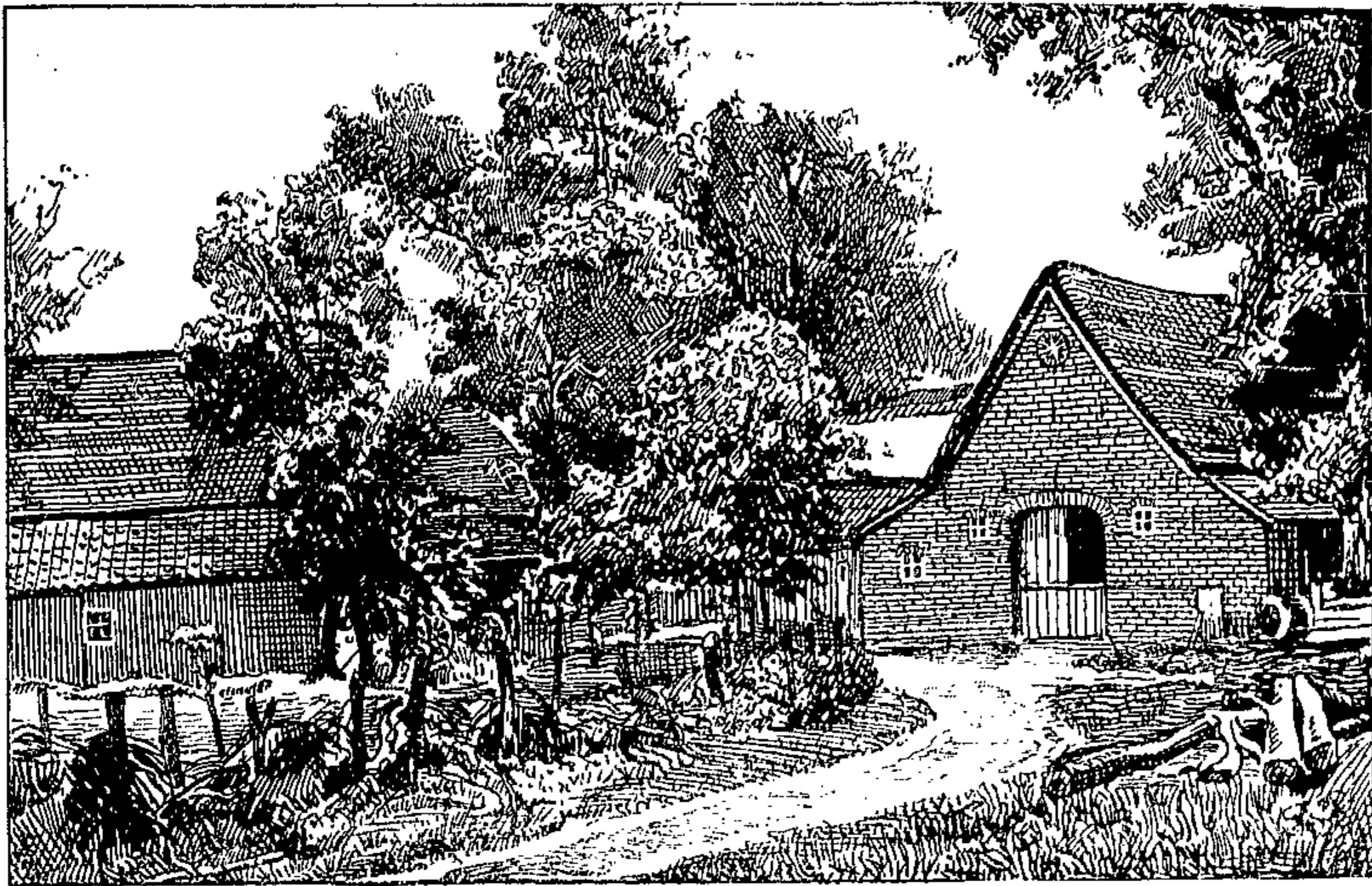
Unbarbarisch ge- feierte er seine eigen- en, zartesten Ge- fühle, dieselben Ge- fühle, die ihn in den Himmel gehoben und ihn, eine Zeitlang wenigstens, selig gemacht hatten.

Zu welchen Schlüssen er bei diesen nachdenklichen

Experimenten kommen mußte, ist nicht schwer zu erraten. Er hatte einen stark egoistischen Zug, und seine Erziehung war eine, wenn nicht körperlich, so doch moralisch verzärtelnde gewesen. Er hatte stets seinen eigenen Willen gehabt oder hatte es wenig- stens immer vermocht, ihn durchzusetzen.

Als einzigem Sohne eines sehr reichen Vaters hatte ihn alles zur Verfügung gestanden, jeder Wunsch hatte Befriedigung gefunden, so daß für ihn nur das Reize besaß, was unerreichbar schien oder es tatsächlich war.

„Ob Leonore mich lieben würde, wenn ich ein armer Schlucker oder wenn ich recht häßlich wäre?“



Dorfpartie in Wahn.

fragte er sich eines Tages. Er schloß von sich selbst aus: „Würde ich Leonore lieben, wenn sie häßlich oder arm wäre?“

Arm war sie schon, wenigstens im Vergleich zu ihm, aber dann hat Armut für einen Mann, der selbst reich ist, in der Liebe nichts zu bedeuten. Wenigstens für einen Mann wie Rudolf Hagen. Aber wenn sie häßlich wäre?

„Ich würde nicht daran denken, sie zu lieben!“ beantwortete er die Frage nach sehr kurzen Nachdenken; „Ja, ich würde sie dann überhaupt nicht bemerkt haben. Also,“ folgerte er hieraus, „würde sie im umgekehrten Falle auch mich nicht lieben, wenn es nicht überhaupt nur mein Rechtum ist, der sie lockt!“

Das war die Philosophie des Gefülligten.

„Was ist also die Liebe? — Ein ganz an der Außenseite der Dinge liegendes Gefühl, das nicht verträgt, daß man über seinen Ursprung, sein Wesen und seine Dauer nachdenkt, das nur als Gespenst in dem Hirne verliebter Schwärmer spukt und dem kalten, klaren Lichte der Vernunft weicht, wie ein solches dem Säuenstreit des aufbrechenden Morgens; ein Gefühl, das wie eine schillernde Seifenblase bei der zartesten Berührung sich in Nichts auflöst.“

Daß diese Definition der Liebe nur eine Definition seiner Liebe, aber nicht der Liebe im allgemeinen war, daran dachte Rudolf Hagen nicht einen Augenblick.

Also ging er eines Tages mit kurzem Abschied: er mußte sich die Welt ansehen. Er versprach wiederzukommen, aber kurz oder lang, aber er glaubte selbst nicht daran. Leonore verstand ihn; und lachend ließ sie ihn ziehen. Es war das exaltierte Lachen des Schmerzes, das viel schlummer ist als Tränen, denn es verliert den Schmerz, während Tränen ihn lindern. Rudolf Hagen war damals zu unerfahren, um dieses Lachen zu verstehen, und es kränkte ihn, d. h. es verletzte seine Eitelkeit. Gleichzeitig bestärkte es ihn in seinen Ansichten über die Liebe.

Erst später, nach und nach, kam ihm das wahre Verständnis. Die Einsamkeit verhalf ihm dazu; die einsamen, stillen Nächte vor allem, wo er ganz allein war mit seinen Erinnerungen und seinen Gedanken. Obwohl es einer seiner Grundsätze war, nichts zu bereuen, fühlte er doch stets einen leisen, dumpfen Schmerz, wenn er an Leonore dachte. Und manchmal überkam ihn die ganze Silbe der vergangenen Stunden wie mit Zauber- gewalt, und er schalt sich einen Narren und einen Undankbaren. Aber noch riß ihn das Leben fort in unwiderstehlichem Schwunge, und seine rastlose Kraftnatur, die ihn von Genuß zu Genuß peitschte, von Aufregung zu Aufregung trieb, ließ ihn zu keiner rechten Einkehr kommen. Sein Leben war ohne jeden Plan, ohne jedes Ziel; deshalb war es für ihn zu Ende, als er sich plötzlich ohne die Mittel fand, es so fortzuführen, wie er es gewohnt war.

Eigentlich faßte nicht er den Entschluß, Leonore wiederzusehen, sondern der Entschluß faßte ihn, ohne ihn wieder los zu lassen, denn er war keineswegs bereit, sofort nachzugeben. Er kämpfte eine ganze Weile mit der geheimnisvollen Macht, die ihn zu der ehemaligen Geliebten zwang. Lebte sie überhaupt noch und wo? War sie vielleicht längst verheiratet oder verlobt? Würde das Wiedersehen sein, wie er es sich ausmalte, oder würde sie sich kalt von ihm abwenden? Er hatte seit Jahren weder von noch über Leonore etwas gehört. Der spärliche Briefwechsel, den sie anfangs führten, war gar bald eingeschlafen. Seine kurzen Briefe fanden eine ebenso kurze Beantwortung.

Ihr Ton war aufs Haar genau auf den seinigen gestimmt. Seit er Abschied genommen hatte, kam ihm ihre Liebe keinen Schritt entgegen, so leidenschaftlich sie noch immer war. So groß wie ihre Liebe, war ihr Stolz. Die beiden führten täglich einen erbitterten Kampf; in dem der trotzig stolze regelmäßig Sieger blieb. Als Rudolf ging, versuchte sie mit keinem Worte, keinem Blicke, keiner Gebärde, ihn zurückzuhalten: da er gegangen war,

versuchte sie auch nicht mit der geringsten Anspielung, ihn zurückzuführen.

Ja, wenn er gekommen wäre, freiwillig, plötzlich, unerwartet . . .!

Die Monate — später die Jahre — sollten zwischen ihnen liegen wie ein böser Traum, aus dem der blendende Frühlingssonnenschein sie geweckt hatte.

Ja, wenn — wenn er käme!

Und ihr Herz blutete und schluchzte.

Dann starb ihre Mutter und sie mußte das Städtchen verlassen, das ihre teuersten Erinnerungen barg, und einer Tante aufs Land folgen, die sie zu Arbeiten zwang, welche eigentlich einer Magd zuzurechnen.

Eine leise dämmernde Hoffnung im tiefsten Grunde ihrer Seele hielt sie noch immer aufrecht. Würde er noch kommen?

Und ihre Seele weinte leise . . .

Aber zwei Jahre weiteren Wartens machten auch die stolze Leonore müde, und eines Tages ließ sie sich mit dem Lehrer Pfeiffenreuter verloben, der die verwunschene Prinzessin liebte, seit er sie zum ersten Male gesehen hatte. Er war ihr Sklave, und sie ließ ihn fühlen, daß er ihr Sklave war. Sie hatte ihm nie vorgespiegelt, daß sie ihn liebe, oder daß sie ihn auch nur gern möge. Er begehrte sie und er sollte sie haben. Das Weitere war seine Sache. Es war schließlich immer noch besser, Frau Lehrer Pfeiffenreuter zu sein, als Mädchen für Alles im „Gasthaus zur Traube“. (Fortsetzung folgt.)



Leben und Wesen der Geier.

Von Curt Grottewitz.

(Schluß.)

Die Schnuggeler lieben die Geselligkeit. Sie treten immer in kleineren oder größeren Gesellschaften auf. Und sie vertragen sich ganz gut untereinander. Zanken und Balgen, wie es bei den Gänsegeiern und andern Arten üblich ist, kommt bei ihnen nur selten vor. Da sie klein und schwächlich sind, so weichen sie auch überall den anderen Geiern aus, und daher erscheinen sie recht friedfertig. Auch die Schnuggeler brüten hauptsächlich in unzugänglichen Felsenhöhlen oder auch auf hohen Gebäuden, sowohl an stillen Orten wie mitten in den Städten.

Der vierte Geier, den Europa beherbergt, ist von allen andern Geiern weit verschieden. Er nähert sich schon beträchtlich den Adlern, sowohl in seiner äußeren Erscheinung als in seinem Wesen. Es ist der Lämmergeier, an Größe der Königt aller europäischen Vögel. Er ist größer als der Wölschegeier, und er überragt diesen, der schließlich auch noch nicht den wilderen Typus seiner Familie vertritt, noch weit an imposantem Aussehen und Benehmen. Man hat früher über diesen großen Vogel allerdings viele Fabeln verbreitet und ihn größer und schrecklicher gemacht, als er wirklich ist. Die Uebertreibungen früherer Naturforscher sind aber jetzt auf ihr richtiges Maß zurückgeführt worden.

Der Lämmergeier ähnelt schon deswegen den Adlern im Aussehen, weil sein Kopf und sein Hals ganz regelmäßig befiedert sind. Sein Körper ist kräftig, aber nicht plump. Nur die Länge des Schnabels gemahnt etwas an den Typus des Geiers. Der Lämmergeier ist im allgemeinen rostgelb gefärbt, nur die Flügel und der Schwanz sind braun bis schwärzlich, und der Vorderkopf weißlich. Am Unterkiefer besitzt der Vogel einen Federborstenbart, weshalb er auch Bartgeier heißt.

Der Lämmergeier war einst ein nicht seltener Bewohner der Schweizer Alpen. Aber der stolze Vogel ist jetzt in der Schweiz fast ganz ausgerottet, und er hat sich in Länder zurückgezogen, wo die Nachstellungen weniger heftig sind. Er hat ein recht großes Verbreitungsgebiet. Nicht nur im ganzen Europa kommt er vor, sondern auch in Nordafrika und in Asien bis nach China hinüber. Aber er liebt das Gebirge, und zwar die höheren Gebirge. Darum ist sein Vorkommen auf die höheren Er-

hebungen des Mittelmeergebietes und des indischen Ostens beschränkt. In Europa lebt er namentlich in den südlichen Alpen, den Pyrenäen, den Gebirgen Spaniens, im Balkan und im Kaukasus.

Wenn man früher den Lämmergeier als höchst gefährlichen Vogel geschildert hat, den sogar ein Marder wage und den Jäger am Abgrunde überfalle, so hat man heute Schilderungen als übertrieben erkannt. Dreyfuss hat sogar geneigt, den Lämmergeier für ein rechtloses Tier zu halten. Nach ihm, der seine Beobachtungen hauptsächlich in Spanien angestellt hat, fürchtet kein Hirt, kein Viehhüter den Vogel, er raubt nur Hasen, Murmeltiere und andere kleine Säuger. Wenn er einen Knochen von einem Säuger oder von den Nesten einer Vogelzeit, welche andere Geier oder Raben zurückgelassen haben, findet, sind die Knochen sehr lang, so steigt er mit ihnen in die Höhe und läßt sie auf Stein fallen, um auf diese Weise zu zerbrechen. In sehr weiten Ländern scheint er noch weniger als in Südeuropa über lebende Tiere herzufallen. Hier ist auch die Ausbeute an Nas viel reicher. An Klüften findet er mit Vorliebe Schildkröten, die er durch das Einwerfen von Steinen zerbricht, wie die Knochen.

Mag nun aber der Lämmergeier für gewöhnlich sich mit kleinen Tieren oder mit Nas und Stein begnügen, so ist doch nach den Berichten vieler Naturforscher nicht zu bezweifeln, daß er sich gelegentlich auch an größeren Tieren vergreift. In dem nördlichsten Teile seines Verbreitungsgebietes, namentlich in den Alpen, lebt er wohl weniger von Nas von Alpenhasen, Murmeltieren, jungen Gemsen, Ziegen und Lämmern. Aber hier fällt er gelegentlich auch erwachsene Gemsen, Ziegen, Schafe, Kühe, Ställe an. Es mag dies ja immerhin selten vorkommen, aber daß es doch geschieht, darüber ist es kein Zweifel. Um diese großen Tiere zu überwältigen, wählt er einen Moment, wo sich das Tier nahe an einem Abgrunde befindet. Dann kommt er von hinten an sie heran und sucht sie mit heftigen Flügelschlägen zu bearbeiten. Wenn das Tier halb bestimmungslos taumelt und schwankt, treibt es nach dem Abgrunde zu und stößt es hinab, wo es nicht schon vorher betäubt zusammenbricht. Er macht er es mit Gemsen, aber auch mit Hirschen und Schafen, die er dicht an einem Abgrunde überfallen kann. Auf einer ebenen Stelle dagegen fern von einem Abgrunde, dürfte er sich wohl selten an größere Tiere wagen. Oft mag in der Schweiz ein Raub zur Last gelegt werden, den ein anderer großer Raubvogel, ein Steinadler, ausgeführt hat. Es ist erwiesen, daß auch einer von diesen gewaltigen Vögeln angefallen und so geschleppt worden sind. Es ist aber nicht immer sicher konstatiert worden, welches von den beiden Tieren die Uebelthat begangen hat.

In einem bestimmten Falle hat aber der Schweizer Naturforscher Girtanner unzweifelhaft feststellen können, daß es ein Lämmergeier war, der einen verwegenen Angriff auf einen Knaben von 14 Jahren unternommen hat. Der Junge, der für sein Alter zu klein, aber kräftig war, wurde von dem Tiere überfallen, als er aus einem Tale nach seinem Heimatdort bei Reichenbach im Kanton Bern auf dem nur noch hundert Schritt von den Häusern entfernt wurde er von dem Vogel ganz unvermutet von hinten angegriffen. Der Vogel schlug ihn mit seinen Flügeln auf den Kopf, so daß der Knabe über den Boden hin taumelte. Es erfolgte ein zweiter Angriff, wobei das Tier ihn wieder mit seinen beiden Flügeln so um den Kopf schlug, daß er fast die Besinnung verlor. Jetzt erkannte der Knabe einen ungeheuren Vogel, der eben zum dritten Male auf ihn herniederfuhr, ihn, der etwas seitwärts auf dem Rücken lag, mit den Krallen in der Seite und an der Brust packte, nochmals mit den Flügeln auf ihn einhieb, ihn beinahe des Atems beraubte und zugleich mit dem Schnabel auf seinen Kopf einzuhaufen begann. Trotz alles Strapazens mit dem Beine und Wendens des Körpers vermochte er nicht den Vogel zu vertreiben. Um so kräftiger benutzte der Junge seine Fäuste; mit der einen suchte er

Die Liebe abzuwehren, während er mit der anderen auf den Fels losstürzte. Dies muß gewirkt haben. Der Vogel erhob sich plötzlich etwas, vielleicht um den Angriff zu wiederholen. Der Knabe fing nun wiederlich zu schreien, es eilte eine Frau herbei und der Vogel flog davon.

Da der Junge weder den Lämmergeier noch den Steinadler kannte, so mußte man sich zunächst mit einem Beschreibungen begnügen. Der fürchterliche, gekrümmte Schnabel und vor allem der Bart unter dem Schnabel — diese Merkmale waren dem Knaben besonders in der Erinnerung geblieben — deuteten auf den Lämmergeier. Um aber volle Sicherheit zu besorgen, sowohl für die Wissenschaft wie für die Bevölkerung der Alpen wichtigen Angelegenheit zu erhalten, wurde der Knabe in das Museum in Bern geführt, und zwar erst vor den Steinadler. Diesen konnte er als seinen Feind nicht wiedererkennen, während er beim Anblick des Lämmergeiers sofort unter großer Erregung ihn als den Vogel bezeichnete, der ihn angefallen habe.

Der Lämmergeier brütet ebenso wie viele andere Geier in Höhlen und Vertiefungen unzugänglicher Felsenwände. Das Brutgeschäft beginnt schon in den ersten Monaten des Jahres, der Vogel legt meistens nur ein Ei. Menschen, die zu seinem Horst hinaufklettern, greift er nicht an. Er ist im Grunde ein feiges Tier wie jeder Geier.

Ist der Lämmergeier der größte Vogel unseres Erdteils, so ist ein anderer Geier, der Kondor, der größte fliegende Vogel der Welt, wobei man eben von Laufvögeln, wie den Straußen, absteht. Das Weibchen, das weit größer als das Männchen ist, besitzt eine Körperlänge von 2 1/2 Metern. Es ist ein gewaltiges Tier, das einen mächtigen Eindruck auf alle die Forscher gemacht hat, die ihn in seiner Heimat kennen gelernt haben. Allerdings haben sich auch über diesen Vogel, wie ja über jedes einigermaßen große Tier, viele Fabeln verbreitet, seine Kraft und Muthier sind wie beim Lämmergeier vielfach übertrieben dargestellt worden.

Der Kondor erinnert mit seinem nackten Kopf und Hals und in seiner schlaffen Haltung ganz an die Geier der alten Welt. Sein Gefieder ist schwarz und besitzt einen dunkel-stahlblauen Glanz. Die Armschwüngen sind am Außenrande weiß, von derselben Farbe ist auch die wollige Krause um den Hals. Der Schnabel ist stark, rund und kräftig übergebogen. Auf dem Kopfe trägt der männliche Kondor einen Kamm.

Auch der Kondor ist ein Vogel des Hochgebirges. Die lange und breite Gebirgskette der Anden, die ganz Südamerika durchzieht, ist seine Heimat. In dem heißen Gürtel seines Verbreitungsgebietes bevorzugt er die Höhen von 3000—5000 Metern, um schließlich an der Südspitze des Erdteils, in dem kalten Patagonien, direkt an der felsigen Meeresküste zu brüten. Sie leben meist in Gesellschaften und fallen auch in größerer Anzahl über ein Nas her. Vererbete Tiere sind ihre Hauptspeise. In jenen wilden Gebirgsgegenden, wohin sich der Mensch nur selten verirrt und wo der Wildstand durch ihn noch keine Verringerung erfahren hat, gibt es ja Nahrung genug für diese Art Vögel. Allerdings raubt der Kondor auch lebende Tiere. Selbst an die größeren Säugetiere der Anden, das Guanako und die Vicuña, wagt er sich heran. Auch den Viehherden folgt er und überfällt nicht selten Schafe und Kühe. Dagegen greift er nie den Menschen an, selbst Kinder sind vor ihm ganz sicher.

Der Kondor erhebt sich außerordentlich hoch in die Luft und fliegt alsdann leicht dahin. Hat er sich dagegen gesättigt, so ist er so vollgepfropft, daß er sich kaum rühren kann und lange Zeit auf einer Stelle sitzen bleibt, um zu verdauen. Zur Paarungszeit führen Männchen und Weibchen ein seltsames Liebespiel auf, indem sie zitternde Laute von sich geben, den Hals vorstrecken und die Flügel ausbreiten. Das Weibchen legt zwei Eier. Die Jungen, die recht unbehilflich zur Welt kommen, werden lange Zeit gepflegt und verbleiben auch, nachdem sie flügge geworden sind, viele Wochen unter der Obhut und in der Pflege ihrer Eltern.

Der Kondor gehört zu der Gattung der Stammgeier. Zu derselben wird auch noch ein anderer sehr stattlicher Vogel Amerikas gerechnet: der Königsgeier. Obwohl nicht so groß wie sein Vetter, zeichnet er sich doch durch ein sehr schönes Gefieder vor allen Geiern aus. Die Oberseite ist rostgelb. Schwüngen und Schwanz tiefschwarz, die Unterseite reinweiß. Aus der grauen Halskrause hervor leuchten Hals und Kopf in einem bunten Farbenwechsel von Gelb, Rot und Schwarz. Dieser schöne Vogel bewohnt im Gegensatz zum Kondor mehr die Ebene. Er lebt hier in Wäldern oder mit Wäldern bestandenen Ländereien, während er baumlose Gegenden meidet. Sein Verbreitungsgebiet schiebt sich viel weiter nördlich hinaus, als das des Kondors. Er ist nicht nur in Südamerika, sondern auch in Mittelamerika zu Hause.

Seinem Aufenthaltsort in baumreichen Ebenen entsprechend, wählt er auch seinen Ruhe- und Brutplatz nicht an Felsen, sondern meist auf Wäldern. Die Eier, die allen seinen Verwandten eigentümlich ist, tritt bei ihm weniger hervor. Hat er ein Nas erblickt, so läßt er sich in der Nähe desselben auf einen Baum nieder und wartet sehr lange, ehe er an die Mahlzeit herangeht. Das ist seine hauptsächlichste, vielleicht seine einzige Nahrung. Oft säßt er sich von den Ackerresten, welche der Jaguar zurückgelassen hat. Meist wird er aber auf eine Beute erst durch kleinere Tierarten aufmerksam gemacht, die sich in Scharen um ein Nas versammeln. Merkwürdig ist das Benehmen dieser Tiere, wenn der Königsgeier erscheint. Sie machen ihm augenblicklich Platz, verziehen sich und sehen aus der Ferne zu, wie er seinen Hunger stillt, und erst wenn er sich gesättigt hat, kommen sie wieder mit wilder Eier an das verlassene Mahl heran.

Der Königsgeier ist keine ganz häufige Erscheinung, jedenfalls macht er sich bei weitem nicht so bemerkbar wie die kleineren Geierarten, die auch in den warmen Ländern Amerikas ebenso zahlreich auftreten, wie in der alten Welt die Schmutz- und Gänsegeier. In Amerika gehören diese kleineren Arten der Gattung der Flihergeier an, deren gewöhnlichste Vertreter, der Truthahungeier und der Nabengeier, ein schwarzes Gefieder besitzen. Es sind Tiere, die für die Bevölkerung des warmen Amerika dieselbe hygienische Bedeutung haben wie die Schmutzgeier. Sie beseitigen allen Unrat aus Stadt und Land und genießen deshalb bei den Menschen überall Schutz. Ihre Freiheit ist denn auch sehr groß, sie laufen ungeniert in dem Bewußt der Menschen herum und stehen nötigenfalls auch allerhand Genießbares, wenn es nicht sorgfältig bewacht wird.

Zum Schluß muß noch ein ganz besonderlicher Geier erwähnt werden, der sehr auffallende Uebergänge zu den Kranichsvögeln zeigt, und der deshalb auch Kranichsgeier genannt wird. Seine Beine sind lang wie die eines Kranichs, und nur die starken Krallen erinnern an den Fuß der Laufvögel. Der Kranichsgeier ist ein sehr unmutiger Vogel, der weniger einem plumpen Geier als einem gewandten Stelzvogel gleicht. Der Schnabel ist kurz, aber sehr stark, rund und kräftig gebogen. Der Schwanz ist sehr lang und zierlich gefurrt. Die Farbe des Gefieders ist im allgemeinen grau, Schwanz und Flügel sind dunkler. Hinter dem Kopfe hängen lange Federn schopfartig herab. Es sieht fast so aus, als ob er sich wie ein Schreiber eine Feder hinter das Ohr gesteckt habe. Deshalb wird er auch Sekretär genannt.

Die langen Laufbeine lassen von vornherein darauf schließen, daß der Kranichsgeier sich in unbewaldeten und ebenen Gegenden aufhalte. Tatsächlich ist er ein echtes Steppentier, das mit seinen hohen Beinen gravitatisch durch die langen Gräser dahinstolzert. Er kann zwar auch — nicht ungewandt — fliegen, aber er entschleßt sich nur selten zum Fluge. Er läuft sehr schnell, er sucht seine Beute laufend auf, und wenn Gefahr droht, so vertraut er sich auch der Schnelligkeit seiner Beine an. Er lebt in ganz Afrika, mit Ausnahme des nördlichen Teils. Seine Nahrung besteht in allerhand

kleinen Wirbeltieren, namentlich Amphibien und Reptilien. Eidechsen, Schildkröten und Schlangen vertilgt er in Menge. Er wagt sich auch an Giftschlangen und weiß sich mit seinen Flügeln sehr geschickt gegen ihre Bisse zu schützen. Das Gift, in seinen Magen gebracht, schadet ihm nichts, er verzehrt den Kopf der Giftschlangen ohne nachteilige Folgen. So kann er als ein recht nützlicher Vogel gelten. Das ist allerdings nicht seine Sache. Er weicht eben ganz gewaltig von dem Typus des Geiers ab, noch mehr als der Lämmergeier, der nach den Ableitern hin geartet ist. Sieht man von diesen beiden Tieren ab, so rundet sich das Charaktergemälde der Geier schon etwas mehr. Wir haben sie als unappetitliche, glorige, feige, aber höchst nützliche Vögel kennen gelernt. Und doch, wieviel Eigenart noch in jedem einzelnen dieser Tiere! Mag der Mensch in seinem Streben nach Vereinfachung durch Abstraktion und Verallgemeinerung verschiedenartige Objekte unter einem Wilde zusammenfassen, immer wieder drängt sich doch aus der künstlichen Vereinfachung die Vielgestaltigkeit, das individuell Eigenartige der Natur hervor. —



Eine Fahrt durch den Himmeling.

Von Ludwig Neumann.

Ältere Reisende wußten von einem besonders verrufenen Winkel im Norden Deutschlands zu erzählen, wo ungeheure Moor- und Sandwälder sich das Feld streitig machten, wo der schreckliche Heerruch meilenweit die Luft verpestete und die Sonne verdunkelte, so daß diese wie eine blutrote Scheibe am Himmel hing, ein rotgeweinetes Auge im qualmenden Nebel. Sie gaben diesem Höllenwinkel den bezeichnenden Namen „Muffrika“, aber von uns weiß Niemand mehr so recht, wo dieses Land eigentlich lag, obgleich jeder schon von ihm gehört hat. Auf der Landkarte findet man den Namen nicht, nur Eingeweihte können Auskunft geben. Früher verstand man darunter allgemein die weiten Moor- und Heideflächen im ehemaligen Herzogtum Bremen-Meppen und speziell den Himmeling, „das letzte Gebirge Deutschlands“, wie man ihn spöttisch nennt.

Der Himmeling ist eine etwa 40—50 Kilometer im Umfang messende Heidegegend im Osten der Ems, von Mooren und Sümpfen umschlossen und mit sandigen Hügelgruppen durchsetzt, die bis zu zirka 90 Meter Höhe ansteigen. Der Brocken dieses Heidehochplateaus ist der Windberg bei dem Dorfe Werpeloh. Der Himmeling wird von einem Ackerbau und Viehzucht treibenden Volk friesischer Abstammung, den sogenannten Himmelingfriesen, bewohnt, die dem kimmerlichen Boden mißsam eine dürftige Frucht abzurufen suchen. In den umliegenden Mooren wird Torfgraberei und Brandkultur getrieben, letztere zur Gewinnung des Buchweizens. In gewissen Zeiten im Frühjahr wird das Moor angezündet. Dann brennt es rings um den Himmeling. In die zurückbleibende Asche säen die Moorolonisten ihren Buchweizen, von dem sie nun einmal nicht lassen können, da in den meisten Fällen ihre ganze Existenz von ihm abhängt. Mißrat eine Buchweizen-ernte, so muß mancher arme Tensel am Hungertuch nagen.

Vor mehreren Jahren hat mich mein Weg auch einmal in diese Gegenden geführt. Da habe ich speziell dem eigentlichen Himmeling, weniger dem öden Moorlande, einen Besuch gemacht. Von ihm soll hier vorzugsweise die Rede sein. Ein guter Freund begleitete mich, desgleichen ein Photographenkasten und ein handfester Knüttel für die Hunde im Lande Muffrika.

So feldmarschmäßig ausgerüstet, betraten wir an einem schönen Pfingstsonntage den himmeling-schen Boden, nachdem uns das Dampfroß bei Rathen, einer Station zwischen Papenburg und Meppen, abgesetzt hatte. Unser Anzflug konzentrierte sich hauptsächlich auf die beiden Kirchspiele Wörger und

Sügel; hier gibt es nämlich am meisten zu sehen, besonders an vorgeschichtlichen Denkmälern, die Zeugnis davon ablegen, daß sich bereits vor Tausenden von Jahren auf dem Himmlling eine Kulturleben abgespielt hat.

Zwar sind die meisten Steindenkmäler, die unter dem Namen Hünenbetten, Hünengräber, Steinfelder etc. je nach ihrer Konstruktionsform bekannt sind, nur noch Ruinen; trotzdem gilt der Himmlling immer noch als ein Dorado für Altertumsforscher.

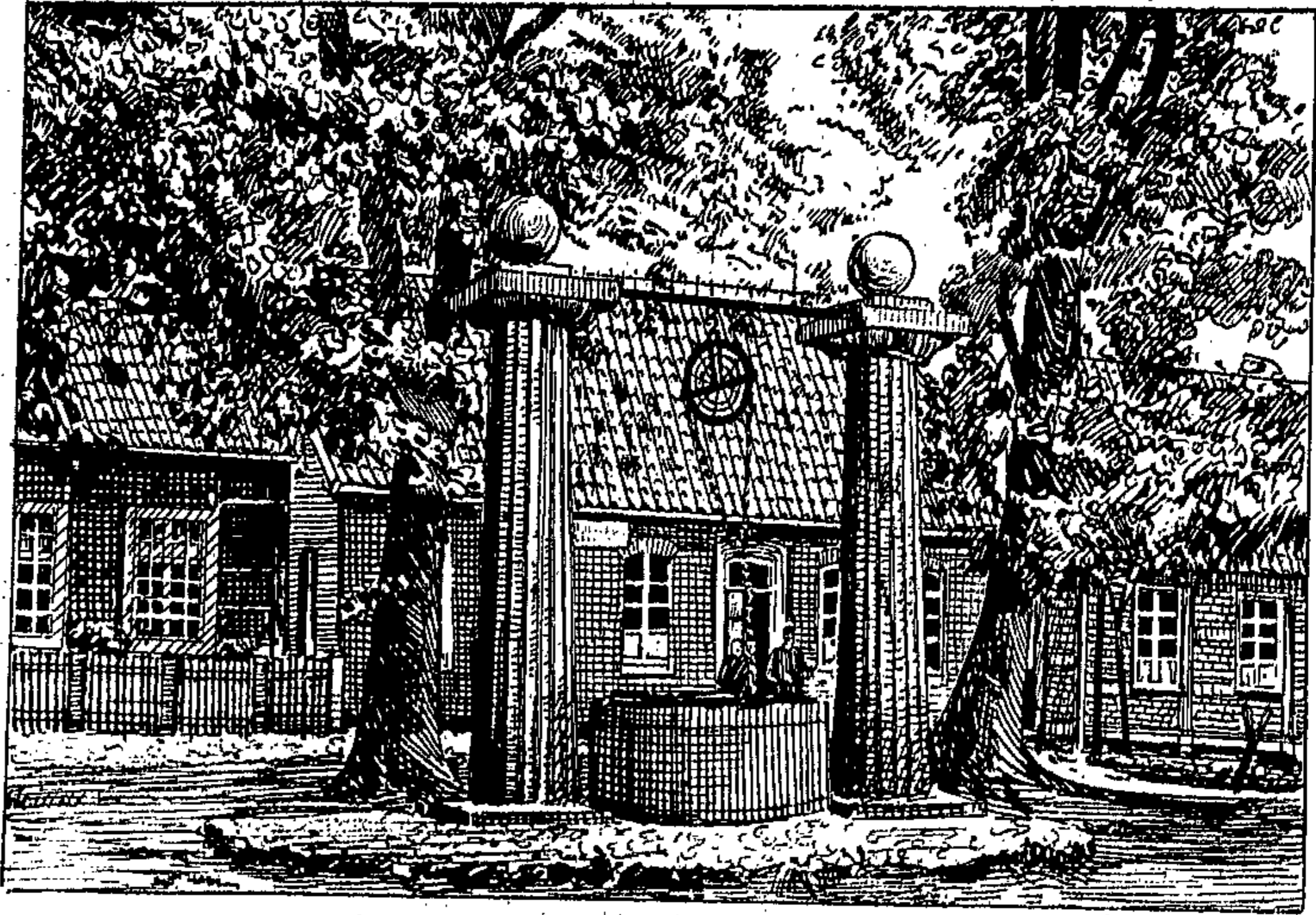
Überall in der norddeutschen Tiefebene hat sich der vorgeschichtliche Mensch zuerst auf den hochgelegenen Heideflächen, der sogenannten Geest, angesiedelt, dort finden sich die ersten Spuren der Kultur, lange bevor an die Besiedelung der tiefgelegenen fruchtbaren Marschen gedacht werden konnte. Alle jene, von einem felsigen Volke bewohnten Heidestriche bildeten nach und nach ein ungeheures Grabfeld, als welches sich auch der Himmlling charakterisiert.

Diese zyklopischen Grabdenkmäler bildeten aber für spätere Generationen ein willkommenes Steuermaterial für Häuser- und Wegebauten, sie wurden sogar zu einer infraktiven Erwerbsquelle, die so weidlich ausgebeutet wurde, daß nur noch spärliche Reste von dem einstigen Reichtum übrig geblieben sind.

Ein besonders schwinghafter Handel mit den Steuerriesen des Himmlling wurde damals nach Holland und Ostfriesland getrieben, wo sie bei den Seebauten gute Verwendung fanden. Mancher arme Heidjer, dem die Sandwüsten seiner Heimat nur ein kümmerliches Auskommen gewährten, kam so über Nacht zu Gelde. Der Himmlling ist nicht mehr die trostlose Sandwüste, als welche er von früheren Reisenden hingestellt wurde. Gewiß sind noch weite Strecken unkultiviert und nur mit dürrem Heidegestrüpp bewachsen, doch nehmen Ackerbau und Viehzucht von Jahr zu Jahr zu; auch Forsten bieten hier und da eine erquickende Abwechslung in dem öden Einerlei.

Sehr wichtige Erwerbsquellen für den Himmllingbewohner bilden Schaf- und Bienenzucht; nirgends wohl in Deutschland sind die Schafherden noch so zahlreich, die Schäfer noch so von dem Nimbus alt-

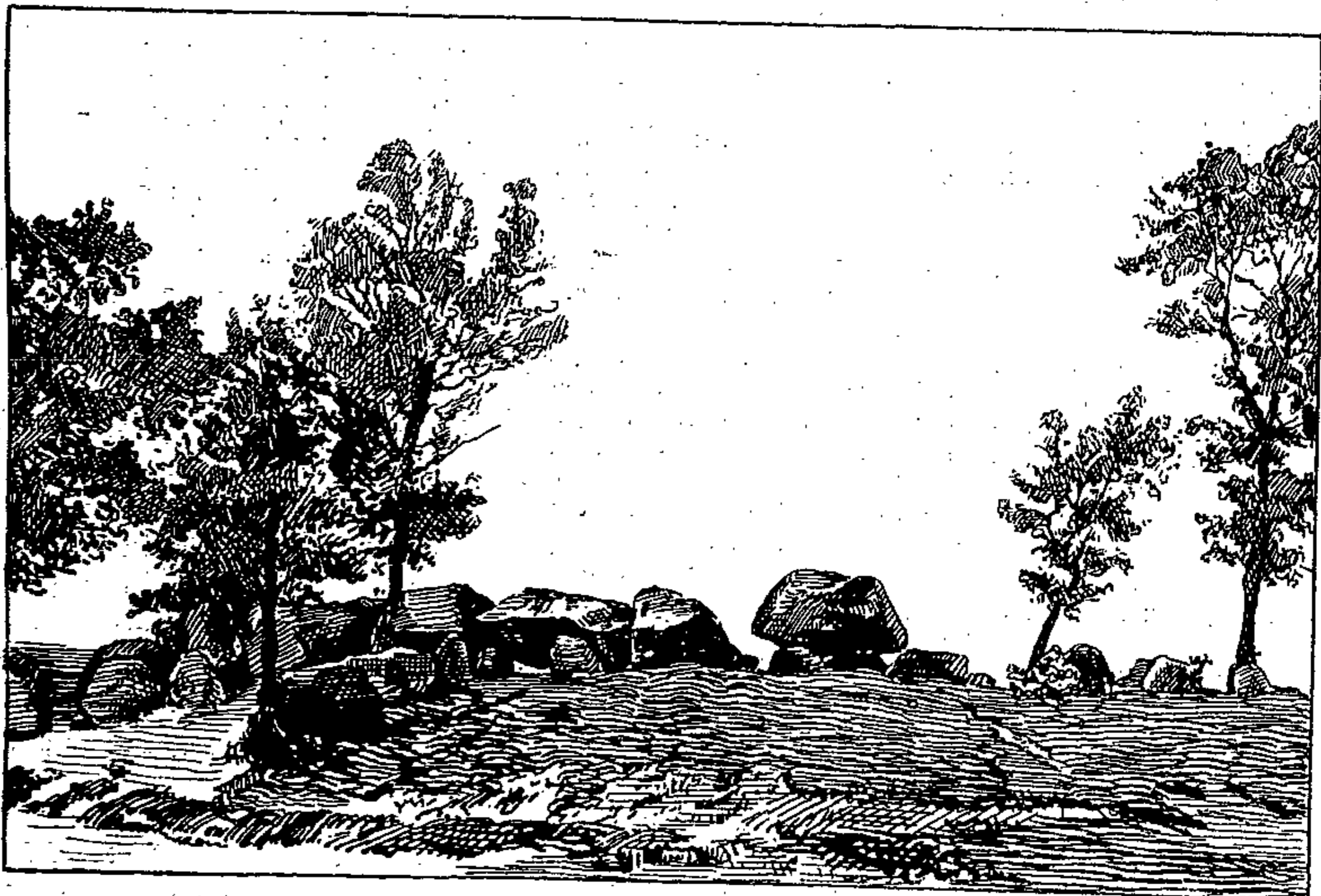
ein Gemisch von Buttermilch und Hafersgrütze, in Blechkasche zu haben. Mitten in der Heide, stundenweit von den Gehöften entfernt, liegen Ställe, richtige Kolonien, die mit ihren über-



Alter Brunnen in Sögel.

hergebrachter Eigenart umgeben, wie hier. In diesen weltabgeschlossenen Gegenden, fern von allem Verkehr, wandeln sich Menschen und Sitten nicht. Hier kann man noch Schäfer von der echten niedersächsi-

deutschen Bukta, welches wir hier wiedergeben. Es ist ein Schäferlied in Rathener Platt, das den Ursprung entschleden auf die Himmllinger Schäferet:



Hünengrab bei Börger.

chen Art in ihrer ursprünglichen Tracht, dem langen weißen Mantel, Haiken oder Hoiken genannt, sehen, wie sie würdevoll und gravitätisch wie Beduinen durch ihr Reich schreiten. Ein gemüthsames Geschöpf, wie einen Himmlling-Schäfer, gibt es schwerlich. Um einen lächerlich geringen Lohn hüten diese Menschen den Bauern die Schafe; ihnen genügt es, etwas Brot und Käse im Ranzen und ihre „Götter“

Der Himmlling wird häufig von schweren Gewittern heimgesucht, die sich hier auf der Höhe

1 kleine Schaufel der Schäfer. 2 Kappe, Mütze. 3 Weißer Schäfermantel aus der Wolle der Heidschmützen. 4 Lantet. 5 Wesse. 6 treibe. 7 gewiß. 8 sanft, matt. 9 wollen. 10 Butterbrot. 11 stride. 12 bauert. 13 machmal. 14 kurz. 15 hüten. 16 nach Hause. 17 hint em Spinnrade. 18 schaut. 19 sauter, häßlicher.

Strohäckern (ein primitiven Dorf) kühnen; hier sind die Schäfer friedlich mit ihren Herden in Stunden. Wenn zum ersten Mal ein solches Schafdorf erblickt, wähnt sich unwillkürlich in ein Stille Irge verlegt, so weit man müdet ihn die ganze Umgebung an.

Diese Schafherden sind eine Spezialität des Himmlling in einiger angrenzende Gegenden. Das dortige Hirtenleben läßt sich in vielen Punkten mit demjenigen der Bukta-Hirten vergleichen, wovon viele ungarische Volkslieder in schweremüthigen Weisen wiederklängen. In Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen“ entdeckten wir zu unserer Ueberraschung auch ein solches angebliches Volkslied aus unserer

De Scheyer, Lang de Schüppe! In de Kippe! In de Heide von de Wand. Klept de Wisse? Driew' ic' wisse! Miene Schaap in't Heibeland. Hollah - oh!

Komt se alle In'n Stalle, Miene Schaape sint nich wakt! Se wille⁹ springen, Ick will singen. Mit mien Wäuge¹⁰ in'n Sad. Hollah - oh!

Wenn ic' breide¹¹ In de Heide, Wort¹² de Dag mi mangs¹³ to lot.¹⁴ Wenn ic' slave, Miene Schaape Ick hütben¹⁵ mit ten¹⁶ mot. Hollah - oh!

Komt wi binn¹⁷, Ick to spin¹⁸ in Achter¹⁹ Wäde. Wat de Wäde Ick¹⁹ so siet, Ick doch bete¹⁹ in de Heide! Hollah - oh!



Winter im Moor. Nach einem Gemälde von Franz Schreyer.

zusammenballen; Der Grimmel bleibt (das Gewitter blüht), pflegen die Leute zu sagen, wenn ringsum die Blitze zucken und die Schäfer mit ihren Herden in den schillenden Ställen hocken. Leider bieten die einsamen Schafböden dem Blitze einen glünstigen Treffpunkt. Solche Unglücksfälle stehen nicht etwa vereinzelt da. Ein Bauer im nördlichen Himmiling beklagte schon zum dritten Male den Verlust seines Schafbestandes.

Früher beschäftigten sich die Himmilinger Schäfer allgemein mit der Strumpffrickerei. Ihre Fabrikate, derbe Bauern- und Matrosenstrümpfe, bildeten einen gesuchten Handelsartikel für die Cloppenburgler Händler. Letztere lieferten den Schäfern die Wolle und holten nach einiger Zeit die fertige Waare wieder ab, um sie nach allen Himmilingen an ihre festen Kunden zu verkaufen. Jetzt hat die Strumpffrickerei dort ganz aufgehört, gegen die Strickmaschine der Neuzeit konnte sich die Handarbeit der Schäfer nicht behaupten.

Auf der Landstraße, die von Lathen in das Innere führt, war es still und menschenleer, nur wilde Enten, die in einem ausgetrockneten Graben lustwandelten, waren die einzigen lebenden Wesen in dieser Gegend. Wir befanden uns hier in der „Dose“, wie der Moorstrich zwischen der Ems und dem Himmiling heißt. Diese gewaltige Mulde, einst ein unwegsamer Sumpf, mußten die Römer überbrücken, als sie in den Jahren 15 und 16 n. Chr. unter Germanicus von der Ems her in das Innere Germaniens vordrangen. Hier und auf der anderen Seite der Ems sind verschiedentlich die charakteristischen „langen Brücken“ (pontes longi) des Tacitus bloßgelegt worden. Jetzt liegen diese Brücken oft über metertief im Moor, und es ist erstaunlich, wie gut sich die Bauten unter dem konservierenden Einfluß des Moorwassers erhalten haben. An den Längsschwellen lassen sich mitunter noch deutlich die Stellen erkennen, wo die Art wiedergesamt ist.

Bald hinter Mpenneest, einer kleinen Ansiedlung in der „Dose“ mit primitiven Behühnten, nahnten uns Signalstangen und Leitungsdrähte an das moderne Kriegshandwerk. Wir befanden uns auf dem großen Schießplatz, der sich zwischen Meppen und Papenburg in einer Entfernung von ca. 30 Kilometern erstreckt. „Dar prajet se mit na Meppen!“ bemerkte uns ein Eingeborener auf unsere Frage nach dem Zwecke der vielen Drähte.

Die Gegend verlor nach und nach ihr monotones Gepräge. Heidegestrüpp und goldig leuchtender Besenstrauch wucherten an den Wegrändern. Hier und da tauchte ein im Busch versteckter Hof auf, und kleine Föhrenkämpfe blauten in der Ferne. Fröhliches Lärmschmetter erfüllte die Luft, eine wunderbare Heidestimme ertönte uns. Unmerklich waren wir nach tüchtiger Wanderung auf der hohen Geest angekommen und hatten das erste Himmilingdorf Bahn erreicht. Das Dorf war wie ausgestorben; alles hatte sich in die zu Ehren des Pfingstfestes festlich geschmückte Kirche begeben.

Eine Dorfpforte aus Wahn, das später durch einen großen Brand eingeeicht wurde, haben wir im Wilde festgehalten, um eines der besseren Bauerngehöfte dieser Gegend mit dem charakteristischen Strohdach zu zeigen.

Es hat eine Zeit gegeben, wo der Himmiling eine Ablagerungsstätte für allerhand Gesindel bildete, das Jahrhunderte lang die weiten Reviere unsicher machte. Im Mittelalter hatten sich große Zigeunerhorden dort eingekümmert, die das Heidegebiet als ihr zweites Vaterland betrachteten und förmlich Besitz von ihm nahmen. Unter ihrem jeweiligen Ober-

haupt, dem sogenannten „Heidenkaiser“, lösten sie zum Schaden der alleingefessenen Bauern ihr lichtscheues Gewerbe so ungeniert aus, daß es letzteren ohne wirksame polizeiliche Unterstützung einfach unmöglich war, ihnen bezustimmen. Noch schlimmer wurde die Situation im dreißigjährigen Kriege, als sich allerhand Abschaum, verfolgte Mordbreuner und Banditen mit ihren Dirnen, ebenfalls auf dem herrenlosen Himmiling häuslich niederließ. Diese Banden, die berüchtigten „Scherenschleifer“, welche bis an die Zähne bewaffnet waren, trieben es unter ihrem „Obercherenschleifer“ halb ärger als jene. Mit neidischen Augen sahen die Zigeuner, wie ihnen die Scherenschleifer das Terrain freitüg machten, und bald entspann sich zwischen beiden Teilen ein Kampf auf Leben und Tod. Endlich wurden die schwächeren Zigeuner in dem Gemetzel bei dem Dorfe Appelborn zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gänzlich geschlagen und nach und nach aufgerieben. Der letzte „Heidenkaiser“, Baromonto, starb 1797 fast hundertjährig in dem Dorfe Klein-Verßen. Aber auch den Siegern, den Scherenschleifern, wurde bald das Handwerk von der Polizei und den Bauern gelegt.

Nachdem wir eine Zeitlang mühselig durch Flugland gewatet waren, kamen uns große Schafherden mit Schäfern und Hunden zu Gesicht. Wir ließen uns mit den Leuten in ein Gespräch ein. Es wurde uns mit unserem Bremer Platt nicht allzu schwer, uns mit ihnen zu verständigen, nur einige, schon stark aus Holländische anklingende Vokalausdrücke bereiteten uns einige Schwierigkeiten. Die Schäfer waren noch nie aus ihrem Necker herausgekommen und stauten nicht wenig, als wir ihnen nach erfolgter photographischer Aufnahme versicherten, daß sich ihr Bild mit den sämtlichen Schafen jetzt in unserem Kasten befände. Einer der Männer gab uns aus seiner Blechflasche von seiner „Götte“ zu kosten; allein es war uns beim besten Willen nicht möglich, auch nur einen Schluck hinunter zu bringen.

Bald entdeckten wir beim Weiterfahren hinter einem Föhrenbüschel eins der vielen charakteristischen Schafböden, die sich so stimmungsvoll der ganzen Landschaft anpassen. Da lagen, maulerisch gruppiert, die strohgedeckten Ställe wie Hütten nebeneinander, jede Herde hatte ihr eigenes bequemes Nachtlager. Die Schäfer hatten ihre Herden gerade eingetrieben; es war nun im höchsten Grade interessant, dem Gewimmel zuzuschauen, das einem einzigen unentwirrbaren Knäuel gleich. Einige der unruhigen Gäste sprangen im Uebermut auf die Strohdächer der Ställe und stolzierten dort oben umher, bis sie von anderen wieder über den Rand gedrängt wurden. In dieses Gewoge mischte sich das Rufen und Schelten der Schäfer. Endlich, nachdem auch die unaufhörlich kläffenden Hunde energisch nachgeholfen, ging alles gebuldig in die Ställe. Niemals kommt es vor, daß eins der Tiere in den unrechten Stall gerät.

In der Umgegend von dem Kirchdorf Börger, dem wir zustrebten, bieten verschiedene Himmilinggräber Interesse, die zwar teilweise verfallen oder zerstört sind, aber doch noch immer den Beschauer fesseln. Auch ein ungeheurer erraticer Block, der nahe beim Dorfe frei in der Heide liegt und gesprengt worden ist, lenkt die Aufmerksamkeit auf sich. Einige Kilometer nördlich von Börger liegt der Börgerwald, wo sich bis zum Jahre 1822 das Grab des sagenhaften Königs Surwolf, ein gewaltiger Steinkeller, befand. Eine ganze Schafherde soll darin Platz gehabt haben.

Von Börger fahren wir auf einem Leiterwagen nach Sögel, dem alten Sigiltra. Hier galt es, die größte Sehenswürdigkeit des Himmiling, das

aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende, von dem Kurfürsten Clemens August, Erzbischof von Köln und Fürstbischof von Münster, erbaute Schloß Clemenswerth zu besuchen, das eine Strecke südlich vom Orte liegt. Wer dieses Schloß und seine Umgebung zum ersten Male sieht, glaubt sich wie durch Zauberhand in eine liebliche Oase versetzt, so groß ist der Kontrast gegen die Einförmigkeit der bis dahin geschauten Landschaftsbilder. Nach starrer Heide tut sich plötzlich ein lachendes Kulturland auf, wir befinden uns in einem schön angelegten Park. Breite, prächtige Tannenalleen beherrschen nach allen Richtungen hin aus, hohe Dornen- und Tarnshecken bilden lauschige Verstecke. Ein wohlgepflegter Klostergarten vervollständigt diese der Laune eines Fürsten entsprungene reizvolle Schöpfung. Inmitten aller dieser Herrlichkeiten liegt, die lustige Absicht des prunkliebenden Kurfürsten trefflich verwirklicht, das in Form eines Kegelspiels erbaute Schloß, ein Octogon, mit acht kleinen Nebenschlössern.

Als wir früh am anderen Morgen in einem bequemen Landauer unseren Weg fortsetzten, kreuzten über Schloß Clemenswerth ein paar schwarze Störche. Wir waren im ersten Augenblick so erstaunt über dieses Phänomen, daß wir sie für Raben hielten, bis wir durch die Größe der seltenen Gäste eines besseren belehrt wurden. Die schwarze Spezies des Bruders Langbein gehört ebenfalls zu den Raritäten des Himmiling und paßt auch vorzüglich in die Gegend hinein. Wir wollten an diesem Tage einmal gründlich Jagd auf Himmilinggräber machen und haben denn auch alle bekannten Größen von Groß- und Klein-Verßen, Werpeloh, Stavern, Spratel, Brunneforth etc. gesehen. Unter Führung des Lehrers von Klein-Verßen kutscherten wir an mageren Buchweizenfeldern und dunklen Föhrengruppen vorbei, kreuz und quer durch die Heide. Manche seltsame Mär über die Urzeit vernahmen wir dabei aus dem Munde unseres wohlunterrichteten Führers. Jedes Himmilinggrab wurde eingehend besichtigt. Neben eingestürzten Grabkammern kamen uns auch wohlkonservierte Prachtexemplare zu Gesicht. So erreichte besonders das gewaltige Steingrab bei dem Bauernhof Brunneforth, dessen Grabkammer allein eine Länge von 27 Metern hat, unsere Bewunderung. Vor 40 Jahren zählte man in und um Brunneforth außer einer Menge Hügelgräber noch zwölf große Steingräber, die jetzt bis auf drei verschwunden sind. Die größten und schönsten sind der Profitwut der Bauern zum Opfer gefallen.

Als wir zum letzten Male durch die einsamen Reviere jagten, war es schon dunkel geworden. Unser Kutscher hatte die Wagenlaterne angezündet. In die Wagenhecken gelehnt, träumten wir von Zigeunerkämpfen, alle Augenblicke darauf gefaßt, daß irgend ein vergessener alter Zigeuner oder Scherenschleifer aus seinem Versteck hervorbrechen könnte. Und während wir noch über eine solche Situation nachdachten, bäumten wirklich die Pferde vor einem Menschen, der regungslos mitten in der Wagenspur lag. Er würde unbedingt von uns überfahren worden sein, hätte ihn unser Kutscher beim Schein der Laterne nicht noch rechtzeitig bemerkt. Es schien tatsächlich ein heruntergekommener Scherenschleifer zu sein, der von der Pfingst-Prozession auf Abwege geraten und mitten in der Heide liegen geblieben war. Nach einigen gehörigen Pfiffen erhob er sich denn auch langsam und geberdete sich höchst entriestet, daß wir ihn in seinem Wärenrauf gestört hatten. Nur mit Mühe gelang es, den „Stein des Anstoßes“ aus dem Wege zu räumen, worauf wir unsere Fahrt fortsetzten und durch die „Dose“ auf bekannten Pfaden die Heimreise antraten.

Poldl, der Zimmermann.

Erzählung von Minna Rautsky.

(Fortsetzung.)

„Ich hab' schon g'mug.“
Poldl wollte aufstehen, Josepha hielt ihn zurück.
„Poldl, was bist denn gleich böse? 's is wahr,

ich fahr' jetzt so leicht auf — ich weiß nit, warum ich so bin — geh', is doch weiter.“

Sie blickte ihn reuevoll an, mit zuckenden Lippen, und als er sie ansah, tat sie ihm leid. Um sie zu

beruhigen, fing er wieder zu essen an, dann fragte er plötzlich:

„Wo ist die Ganni?“

„Ich weiß nicht, sie hat nichts gesagt — gestern

hat sie's g'rad' so g'macht . . . ich weiß nicht, wo die jetzt immer hinkommt."

"Das gehört sich nicht," sagte er streng, "hat sie vielleicht einen Burschen?"

"Die Hanni?" rief Frau Josepha förmlich entsezt, "was Dir nicht einfällt!"

"Das wär' doch nicht zu verwundern; Du glaubst immer noch, daß sie ein Kind ist, aber die Hanni —" er mußte in dem Augenblicke daran denken, was sie in den letzten Jahren an Arbeit und Unruhe geleistet, und langsam, wie zu sich selbst, sagte er: "Die ist schon lang kein Kind mehr." Josepha schien diese Entdeckung indes sehr aufzuregen. Es fiel ihr ein, wie oft die italienischen Arbeiter mit ihrer Harmonika fliegend bei ihnen vorüber gekommen waren, und immer hatten sie der Hanni was zugerufen, immer hinaufgelacht, und das hat wohl dem Mädel gefallen.

Sie war froh, als sie abzogen, aber vor einigen Tagen war abermals ein Trupp angekommen, um Nachbesserungen am Bahnkörper zu machen, und da wäre gleich wieder Einer gewesen, der gern angebaudelt hätte, aber sie wollte es dem Mädel nicht raten, sich mit denen da abzugeben, mit den italienischen Bagabunden.

"Wär' noch nicht so schlimm, als wenn sie mit dem Pfrogner sich einließ',¹" bemerkte Poldi mit Schärfe. Da schnellte die Frau empor und sagte heftig: "Ich bitt' Dich, was hast denn wieder mit dem?"

Und er, unwillkürlich in ihren Ton verfallend: "Was hat denn er, daß er, so oft er vorüber kommt, da sein Standert halt't — er schielt nach der Hanni."

"Ned' nit; er hat ihr g'sagt, daß seine Frau sie gern zu den Kindern hätt' — ihm tauget sie auch, und wenn sie käm', sollt' sie einen guten Lohn haben. Mein Gott, es wär' ein Glück für das Mädel, er sagt, er möcht' sie wie eine „Bohne“ (Bonne) hatten, aber ich kann sie nit hergeben, und sie geht auch nit. Er aber fragt jetzt, wie zum Spaß, öfter an, ob sie sich's nicht doch überlegen wollt'."

"Also, ich hab's ja g'wußt, daß er öfter hierher kommt."

"Und wär' das ein Grund, mit ihm grob zu sein? Und Du bist grob mit ihm g'wesen, er hat sich heut' darüber beklagt."

"Er war heut' wieder da?!"

"Mit einem Auftrag von seiner Frau; sie will a paar Schürzen haben. Wahr ist's, die Pfrogner-² sind immer fremdlich zu uns, was haben sie nicht schon alles für uns getan, aber Du willst das nicht einsehen."

"Meine Schuld an die Sipp' hab' ich abgetragen, hundertmal wenigstens."

"Du bist zu stolz."

"Stolz — ich!? Wie der Aufschrei eines gequälten Herzens kam es von seinen Lippen; ein letztes Sichankämpfen gegen jahrelangen Druck und die schreckliche Abhängigkeit, in die er geraten war, und heftiger fuhr er fort: "Weißt Du, weshalb ich mit ihm z'samm'kommen bin? Er geht vorüber, steht mich da steh'n, und probig klopf't er mit seinem Stecken auf unseren Baum. — Der muß weg, sagt er, und Deine Plantasche auch, es ist schon beschllossen . . . Da sag' ich: Oho, das gibt's nit, mein Lieber, das ist mein Eigentum, und darüber entscheide ich, mit Dir, und wenn Du zehnmal der Pfrogner bist."

Ein feines Rot stieg in die blassen Wangen Josephas. "Ja ja, Du mußt ihm gleich so resch kommen — hab' ich Dir's nicht immer g'sagt, mit dem Garterl nimmt das kein gutes End', richtig! . . . Da heißt's jetzt nachgeben, Du darfst Dir's mit den Leuten nicht verderben — die halten zusammen. Wenn Dir der Hofer auffällig wird, dann kannst Du Dir a Arbeit suchen, und wenn Dir der Obermüllner die Hypothek kündigt, was fangst dann an? Sag', was fangst dann an? — Und Dein arm's Weib und die Kinder — Du wirfst uns doch nicht in's Unglück bringen — Ihre Stimme war heiser und ging in Tränen unter.

"Wein' nit," sagte er zitternd unter der gewaltigen Anstrengung, mit der er den Grimm hinabwürgte, "es schad't Dir wieder."

Sie weinte nur noch lauter, ihrer Erregung nachgebend. "Mir schad't alles, ich bin so elend!"

Ihre lauten Stimmen hatten den kleinen Bubben geweckt, er stieg zu hensen an.

"Na ja, jetzt ist der auch wieder wach," jammerte sie. "Schlaf' weiter!" schrie der Vater ihm zu und ging auf ihn los. Sie aber rief: "Ich bitt' Dich, laß ihn, sonst bringst ihn ganz aus dem Schlaf — wo nur das Mensch bleibt, die Hanni — schon Dich doch nun nach ihr!"

Der Poldi ging aus der Thür. Es war eine helle Nacht, warm und ruhig. Kein Blatt rührte sich, nur die Espen zitterten leise.

Der Mond war schon hoch über die Berge hervorgeflogen, sein Licht lag in einem breiten, funkelnden Streifen im Wasser.

Der Poldi war spähend nach rechts und links gegangen, ohne die Gesuchte zu finden. Er kam gegen das Haus zurück, und da es in der Stube still geworden war, blieb er herausen, setzte sich auf die Bank und blickte gegen den See hinaus.

Es herrschte Stille ringsum. Eine Sternschnuppe durchquerte das Firmament und erlosch, während sie sank. Die Lichterscheinung hatte seinen Blick aufwärts gezogen, nach den großen, in wechselndem Lichte flimmernden Sternen.

Die erhabene Schönheit dieser Sommernacht begann unwillkürlich auf ihn zu wirken.

Es erfaßte ihn ein eigentümliches Gefühl der Weite. Das Große, Gute, Schöne, es existierte, es war für alle da, und alle haben die Sehnsucht danach — die Sehnsucht nach Glück. Das Herz wollte ihm höher schwellen, wie früher oft, wo er das Glück so nahe glaubte — aber da empfand er die Schwere im Kopf und den Druck auf der Brust, mit dem ihn die Sorge umgarnete.

Aber war's nicht auch Glück, für andere zu leben? Für sein Weib, für seine Kinder? Ja, er hatte sich's eigentlich nie anders vorgestellt, aber dann mußte er sie auch glücklich machen. Wenn er sich opferte, mußte doch sie etwas davon haben. Aber die Josepha verging vor seinen Augen, ohne daß er ihr helfen konnte, und der jüngere Bub hatte die englische Krankheit, und sein Liebstes, sein Mädel, war ihm gestorben, weil er einen Arzt nicht bezahlen konnte.

Seine Augen wurden trüber und dunkler als die Nacht. Jetzt trafen Ruderschläge sein Ohr; einige Klänge waren noch draußen, von dorthier ertönte ein Lieb. Weich und sehnsüchtig klang es über den See, und dreimal wiederholte es das Echo in noch gebrocheneren Tönen.

Er runzelte die Brauen. Das waren die Italiener, er kannte ihre Weisen.

Die waren so arm wie er, ärmer noch, und sie konnten singen und sich vergnügen. Sie waren frei. Wer weiß, vielleicht war die Hanni mit ihnen. Ein böser Gedanke, ein häßliches Gefühl des Neides überkam ihn, knirschend presste er die Zähne übereinander. Da raschelte es vom Wege herauf; er fuhr zusammen. Leicht wie ein Schatten huschte eine Mädchengestalt daher. Es war die Hanni.

Sie war barfuß; der kurze Rock reichte kaum bis zum Knöchel herab, und die kräftigen Füße schimmerten weiß darunter hervor.

Ueber die Schulter trug sie ein Tuch, das sie mit einer Hand über der Brust zusammen hielt. Sie hatte ihn bemerkt und kam rasch auf ihn zu.

"Schlafen die Kinder?" fragte sie, "das is g'scheidt. Ich möcht' noch ein bißel herausen bleiben, es is so schön." Es klang hell und fröhlich, und als er sie ansah, begegnete er glänzenden Augen, die in gesteigerter Lebenslust aus dem frischen Gesicht ihn anlachten. Er zog die Stirn noch krauser und sagte mummig: "Wo kommst Du denn her? Seit wann lauffst Du denn in der Nacht herum? Laßt mir die Sepherl allein und die Kinder — aber das möcht' ich mir ausbitten — das — duhd' ich nicht."

"Schrei nit so," sagte sie ruhig, "ich hör's auch so — ich geh' schon hinein."

Er machte eine Bewegung, die sie zurückhielt. "Ich will wissen, wo Du warst," sagte er gedämpfter, aber ebenso zornig.

"Im Wasser war ich." — "Du klist!" — "Ich?"

"Ja, Du klist, ich seh' Dir's an — ich seh' Dir's an den Augen an!"

"Was Augen, da schau her!" rief sie in leidenschaftlicher Selbstverteidigung, indem sie das verhüllende Tuch von ihren Schultern riß.

Mit bloßen Armen im Hemde stand sie vor ihm; das schimmerte weiß im Mondlicht und klebte in seiner Masse fest an dem warmen Leib, daß die schönen, runden Mädchensformen erkennbar waren, und sie schlug mit beiden Händen zornig auf ihre Brust, daß es klatschte und ein feiner Sprühregen nach allen Seiten flog.

"Da, ich bin noch ganz naß, wie ich aus dem Wasser kommen bin, nur den Rock hab' ich angezogen, und das Tüchel hab' ich g'schwund umg'hängt — sieh Dich kein Mensch, hab' i mir deut' — jetzt wirft mir's doch glauben?"

Im raschen Wechsel der Stimmung sagte er laut: "I seh' schon, weil Du jetzt a groß' Mädel bist, willst mir gar nit mehr folgen. I hab' Dir so oft verboten, im See zu baden, und gar in der Nacht. Du glaubst, weil da oben a paar leichte Stellen sind, derfst es wagen, aber gleich darneben geht's abgrundtief wieder hinunter; schau, Hanni, wie leicht kannst versinken!"

"Ich? — o nein!" Sie sagte es hochdeutsch, im vollsten Selbstgefühl.

"Ned' nit so dumm, wenn ma nit schwimmen kann —"

"Aber ich kann schwimmen!" rief sie fast jubelnd, und ohne daß er sie dazu aufgefordert hatte, setzte sie sich neben ihn auf die Bank. Ihre Augen glänzten, ihr Mund lachte. Man sah ihr an, welch' stolze Befriedigung, welche Wonne es ihr gewährte, ihm zu vertrauen, was sie so lange wie ein Geheimnis gehütet. "Ja, ich kann's, und gut, ich hab' mir's selbst g'lernt — im Sechten zuerst, o, ich war vorsichtig, aber jetzt schwimm' ich vom Wald bis da herüber — sag' nit — es war notwendig; weißt, die Bubben kann ich nimmer im Zimmer derhalten — sie wollen immer draußen sein — die Fischerin anschau'n — Steinku ins Wasser werfen — wie leicht kann Einer hineinfall'n. — Es heißt zwar, die Kinder hab'n ihren Schutengel, der auf sie achtgibt, aber i tran' ihm halt doch nicht recht. I kann Dir's nit sagen, wie oft i erschrocken bin, daß mir's Herz g'rad' stillg'standen is, wenn i die Bubben nicht gleich g'sehen hab' — und zitternd hab' i mich g'fragt, was tuft denn — mein Gott, was tuft, wenn da Einer im Wasser liegt? — Ihn nachspringen? — Das is g'wiß — aber ebenso g'wiß is, daß D' dann mit ihm ersaußt. Aber jetzt, Gott sei Dank, jetzt hat's keine G'fahr mehr — jetzt kann er Dir zehnmal 'neinfall'n, ich hol' Dir'n schon wieder heraus!" Innerliches Lächeln und stolzes Kraftbewußtsein leuchtete aus dem jungen Gesichte.

Blöglich hob sie die Brauen — ihr Mund nahm einen besorgten Ausdruck an: "Jezas, der Poldi schreit — no ja — i konn' schon," und ohne sich weiter um den alten Poldi zu kümmern, sprang sie ins Haus hinein.

Er sah ihr nach, und unwillkürlich faltete er seine groben Hände. "Sie denkt nur an die Kinder — an meine Kinder — und ich hab' sie verächtigt — und ich —"

Wie sie vor ihm stand in dem nassen Hemde, hatte ein niederträchtiger Gedanke sein Hirn durchzuckt. "Ich Vieh!" rief er und schlug mit der Faust gegen die Stirn. Er kam sich so gemein vor diesem guten und reinen Mädchen gegenüber. Tränen kamen in seine Augen. "Wär' sie mein Kind!" Sein kleines, blondes Mädchen war ihm eingefallen, das er so sehr geliebt hatte: "So hätt' sie werden müssen — g'rad' so — wie die Hanni — sie war ihr ja ähnlich."

Er beugte sich vor, legte den Kopf in die Hände und brach in ein lautes Schluchzen aus. Er weinte um seine Tochter, die er verloren hatte, und weinte, weil die Hanni nicht seine Tochter war.

(Fortsetzung folgt.)

Groß.

Der Tod? Wer fürchtet denn den Tod?
Doch diese nur, die nie gelebt,
In trüber Dämm'ung ihre Tage tatenlos verbracht.

Chekla Shorra.

Winter im Moor. Ein weites Schneefeld breitet
sich weiß vor den Blicken. Ein paar Kiefern und
Birken, mit windzerzausten Kronen, regellos darin
verstreut.

Winter im Moor. Eine Landschaft aus dem
Teile Nordwestdeutschlands, in den der Artikel „Eine
Fahrt durch den Himmel“ heute den Reyer führt.

Der vermessene Schneider. Die Schneider haben
oft eine gar seltsame Art, das war in alten Tagen
so und ist's noch in neuen. Aber einen kannte ich,

Die anderen Augen hatte er, wenn er Sonn-
tags durch die Auen und den Wald ging. Man
konnte dann annehmen, daß es das Widerspiel der
schönen Natur sei, das so sanft aus ihnen leuchtete.

„Er tüftelt,“ sagten dann die Leute. Ja er
tüftelte. Aber dabei war er nicht faul. Im Gegen-
teil, in solchem Zustande fleckte ihm die Arbeit gerade
und wurde meisterlich. Da tanzten seine Langen,

weißen Finger über die Nähte hin, gewandt und
zierlich, wie ein Balletcorps, und Stiche reichten sich
wie Perlen aneinander. Und wie die Nadel flog, so
schaffte und wirkte hinter seiner Stirn die Phantastie.

Nun hatte er einmal ein großes, fünfaktiges
Trauerspiel verfaßt. Das erschien ihm allzu groß und
wichtig, als daß er das Bewußtsein von dessen
Epheltigkeit auf seinen schwachen Schultern allein hätte
tragen können.

Da machte er sich denn eines Tages auf den
Weg zur großen Stadt. Einem König fühlte er sich
gleich, wie er, sein Päcklein Schreibbogen unter'm
Arm, die Landstraße entlang schritt. Wie strahlte
der Himmel so blau, wie schien die Sonne so goldig,

Nun versuchte er es mit dem Bauer und dem
Vagabund und legte „Prinz Hamlet von Dänemark“
bei Seite. Aber in seiner Seele blieb dabei immer
ein unbefriedigter, großer Nest. Was freuten ihn
Menschen, wie sie waren — ich ö n müßten sie sein,

Nicht lange nach diesen Vorkommnissen nähte
er wieder einmal auf einem Bauerngute. Es begab
sich aber öfter, daß die Leute ihm etwas besonderes
zu gute taten, zumal die Frauen, die ihn gern hatten,

Als das Huhn tot war, kam es der Frau in den
Sinn: zwei Hühner im Topfe zu haben, sei schließlich
besser als eines, die Suppe würde kräftiger und die
Kette des Fleisches könnten kalt gegessen werden.

schauen brauchen; aber wie an Fäden gezogen, war
seine Blide an den Vorgängen im Hofe unabwendbar
haften geblieben. Als dann die Frauen mit ihm
Wente in die Küche gezogen waren, um sie zu rufen,

Mittags konnte er keinen Löffel voll von
guten Hühnersuppe essen. Er hatte dunkle Mühen
um die Augen und nahm den ganzen Tag über ein
schwarzes Stoffe und trockene Semmel zu sich.

Das Funkeln des Sirius. Einen besonderen
Merkmal gewährt der Anblick des gestirnten Himmels durch
das Funkeln der Sterne. Die Planeten zeigen diese
Erscheinung nicht; der Abendstern strahlt in ruhiger

Je heller ein Fixstern ist, um so deutlicher tritt
dieses Funkeln hervor; bei keinem gewährt es aber
einen so schönen Anblick, wie bei dem prächtigen
Sirius, dem hellsten Fixstern unseres Himmels.

Bei der Lebhaftigkeit dieses Funkelns folgen die
einzelnen Farbeindrücke so schnell aufeinander, daß
man sie nur schwer, oft gar nicht von einander trennen
kann und den Eindruck eines bläulich-weißen Sternes

Macht man dieses einfache Experiment bei dem
stark funkelnden Sirius, so wird dieses Lichtband
oder dieser Lichtring farbig erscheinen, und zwar in
den verschiedensten Farben schillernd. Der Grund ist
leicht einzusehen. Der Eindruck des roten Lichtes z. B.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ be-
stimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Linden-
strasse 69, zu richten.

Hauptdruck des Inhalts verboten!
Dazu eine Anzeigen-Beilage.

* Aus: „Wovon mein Herz sich frei gesungen.“
Gedichte von Chekla Shorra. Berlin. W. Sittenhof.